

The background of the book cover is a dense, overlapping pattern of butterfly wings, rendered in a monochromatic blue color. The wings are detailed, showing the intricate vein structure. A black rectangular box is centered on the right side of the cover, containing the author's name, the title, and the genre.

CAIO FERNANDO ABREU

*Kleine Monster*

ERZÄHLUNGEN

EDITION  
diá

**Caio Fernando Abreu**  
**Kleine Monster**

Erzählungen

Ausgewählt und mit einem Nachwort  
von Gerd Hilger

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von  
Marianne Gareis, Gerd Hilger,  
Maria Hummitzsch, Gaby Küppers  
und Gotthardt Schön

Edition diá

## Inhalt

Ohne Ana, Blues	7
Die roten Schuhe	16
Eine Geschichte mit Schmetterlingen	32
Kleines Monster	44
Karnevalsdienstag	73
Königin der Nacht	78
An der Grenze	88
August und danach	93
Gerd Hilger: Zwischen allen Stühlen: mitten im Leben	108
Die Übersetzer	115
Quellen	117

## Ohne Ana, Blues

*Für Dante Pignatari*

Als Ana mich verlassen hat – dieser Satz ging mir nicht aus dem Kopf, und das in zwei Versionen –, und: Seit Ana mich verlassen hat. Ich weiß, das ist kein richtiger Satz, nur ein Satzanfang, aber genau der ging mir nicht aus dem Kopf. Denn ich dachte: *Als Ana mich verlassen hat* – und diese Verweigerung einer Fortsetzung war die einzige Form von Fortsetzung, die folgte. Zwischen diesem *Als* und diesem *Seit* gab es weder in meinem Kopf noch in meinem Leben etwas anderes als die Leere, die Ana hinterlassen hatte, obwohl ich sie hätte füllen können – die Leere ohne Ana –, auf ganz verschiedene Weise, mit allem nur Erdenklichen, Worten oder Taten. Oder wortlos und untätig, denn die Stille und die Starre waren in dieser Zeit zwei der weniger schmerzhaften Strategien, die meine Tage übernahmen, meine Wohnung, mein Bett, meine Spaziergänge, meine Abendessen, meine Gedanken, all die Ficks und anderen Dinge, die das Leben mit Ana ausgemacht hatten – und jetzt ohne sie ausmachten.

Als Ana mich verlassen hat, ungefähr zwanzig Uhr abends, stand ich sehr lange wie versteinert im Wohnzimmer, ihre Nachricht in der Hand. Jetzt im Sommer konnte man durch das offene Wohnzimmerfenster abends um acht noch ein letztes goldenes und rötliches Schimmern der Sonne auf den Hochhäusern Richtung Pinheiros er-

kennen. Sehr lange stand ich wie versteinert im Wohnzimmer, Anas letzte Nachricht in der Hand, und schaute zum Fenster hinaus auf all das Gold und Rot am Himmel. Ich weiß noch, dass ich dachte, das Telefon müsste jeden Moment klingeln, aber das Telefon klingelte nicht, und als das Telefon länger nicht geklingelt hatte, es hätte Lucinha aus der Agentur sein können oder Paulo vom Filmclub oder Nelson aus Paris oder meine Mutter aus Rio Grande do Sul, um mich einzuladen, zum Abendessen, Koksen und Nastassja-Kinski-Nackt-Sehen, um zu fragen, wie denn das Wetter sei und solches Zeug, und dann dachte ich, es müsste jeden Moment an der Tür klingeln. Vielleicht der Portier mit irgendwelcher Post, die Nachbarin von oben auf der Suche nach ihrer Perserkatze, die immer durchs Treppenhaus ausbüxte, oder gar eins dieser Kinder, dieser kleinen Monster, die allzu gern Klingelputzen spielten. Vielleicht auch nur ein Versehen, hätte doch sein können. Aber auch an der Tür klingelte niemand, keine Erlösung, und so stand ich lange wie versteinert im Wohnzimmer, das von der einbrechenden Nacht nach und nach in bläuliches Licht getaucht wurde, als befände ich mich in einem Aquarium, Anas Nachricht in der Hand, und das Einzige, was noch ging, war mein Atem.

Seit Ana mich verlassen hat – nicht genau in dem Moment, in dem ich dort stand, denn genau dieser Moment war der Als-Moment, nicht der Seit-Moment, und in dem Als-Moment passiert gar nichts, nur Anas Abwesenheit, genau wie eine Seifenblase, die glänzt, in der Luft hängt, schön in der Mitte des Wohnzimmers, und in dieser Seifenblase stecke auch ich bis jetzt fest, hänge in der Luft, allerdings ohne Glanz, im Gegenteil, ich bin trübe, matt, ohne jede Strahlkraft und stecke noch immer in einem der Anzüge, die ich zur Arbeit trage, habe nur die Kra-

watte leicht gelockert, weil Anfang Sommer ist und meine Hände vom herab rinnenden Schweiß feucht werden, so dass die Tinte von Anas Nachricht verläuft – seit Ana mich verlassen hat, wollte ich sagen, hab ich mir die Kante gegeben, wie es sich gehört.

Von den darauffolgenden Tagen behielt ich drei Geschmacksrichtungen im Mund – Wodka, Tränen und Kaffee. Den Geschmack von Wodka ohne Wasser oder Zitrone oder Orangensaft, Wodka pur, klar, leicht ölig, aus den Nächten zu Hause, in denen ich mich ohne Ana aufs Sofa setzte und aus dem einzigen Glas trank, das unser Streiten überlebt hatte. Der Geschmack von Tränen kam in den frühen Morgenstunden, wenn ich es schaffte, mich vom Sofa hochzuhieven und mich dann ohne Ana aufs Doppelbett im Schlafzimmer zu werfen, dessen Bettwäsche ich lange Zeit nicht wechselte, weil Anas Geruch noch darin hing, dann schlug ich mich selbst und zerkratzte mit meinen Fingernägeln wimmernd die Wände, umarmte das Kissen, als wäre es ihr Körper, und weinte haltlos, weinte und weinte, bis ich einschlief, trunken und traumlos. Der Geschmack von schwarzem Kaffee begleitete meine verkarteten Vormittage und die Tage in der Agentur, die sich irgendwo zwischen Werbetexten und meinem erschrockenen Zusammenzucken bei jedem Klingeln des Telefons abspielten. Denn inmitten von letzten Geschmacksresten aus Wodka, Tränen und Kaffee, von stechenden Kopfschmerzen, eklig aufsteigender Magensäure und geschwollenen Augen, vor allem an den Freitagen, kurz bevor die Samstage und Sonntage ohne Ana über mich hereinbrachen, wuchs die Gewissheit, dass urplötzlich und ganz natürlich jemand sagen würde, *Telefon für dich*, und am anderen Ende der Leitung würde eine vertraute Stimme sagen: *Du fehlst mir, ich will zu dir zurück*. Dazu kam es nie.

Was durchaus dazukam zu diesem Kreislauf aus Wodka, Tränen und Kaffee, war der Geschmack von Erbrochenem. Denn in den Augenblicken zwischen Wodka und Tränen, wenn ich mich vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer schleppte, kam mir der kleine Flur manchmal so endlos vor, als befände ich mich auf einem Hochseedampfer im Sturm. Auf dem Weg vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer, wenn ich in diesem Sturm durch den Hochseedampfer wankte, war es mir auf diesem kleinen, aber endlos wirkenden Flur einfach unmöglich, die Badezimmertür auszulassen. Ich kniete mich behutsam hin, umklammerte besonders behutsam die Kloschüssel aus gelber Keramik, so behutsam, als sei es Anas noch gegenwärtiger Körper, steckte die Brille mit den runden Gläsern und dem rötlichen Brillengestell umsichtigerweise in meine Brusttasche, schob mir den Zeigefinger immer tiefer in den Rachen, bis fast der ganze Wodka, zusammen mit ein paar Sandwichresten, sonst kriegte ich in diesen Tagen fast nichts runter, und dem untergemischten Geschmack der vielen Zigaretten, der sich aus meinem Mund in die Toilettenschüssel aus gelber Keramik ergossen hatte, die nicht Anas Körper war. Ich erbrach mich immer wieder, bis zum Morgengrauen, zurückgelassen mitten in der Wüste wie ein Heiliger, den Gott ausgesetzt hatte, auf dass er heftig büßte – und konnte nicht anders, als immerzu zu fragen, mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Eine Antwort hörte ich nie.

Einige Zeit nach diesen Tagen, an die ich mich gar nicht richtig erinnern kann – weder daran, wie sie waren, noch, wie viele es waren, weil mir von ihnen nur dieser Geschmack von Wodka, Tränen, Kaffee und hin und wieder von Erbrochenem geblieben ist, worunter sich am Ende dieser Phase der Geschmack der Pizza mischte, die

ich mir bringen ließ, meist an den Wochenenden, und die samstags, sonntags und montags verlassen auf dem Wohnzimmerisch den Tag begrüßten, inmitten überquellender Aschenbecher und nachts vollgeschmierter Servietten, die ich nicht mehr entziffern konnte und die wahrscheinlich so banale Dinge sagten wie »Bitte, Ana, komm zurück«, oder »Ich kann nicht ohne dich leben«, halb von Weinflecken und Pizzafett besudelte Wörter –, nach diesen Tagen begann die Phase, da ich Ana in allem, was ich war, abtöten wollte, im Bett, im Schlafzimmer, im Wohnzimmer, am Tisch, in der Wohnung und in dem Leben, zu dem mein Leben geworden ist, seit Ana mich verlassen hat.

Die hellgrüne Bettwäsche, in der noch Anas Geruch hing, gab ich in die Reinigung – es wäre zu grausam gewesen, mich jetzt an diesen Geruch zu erinnern, an genau den in der Kuhle zwischen Hals und Schulter, wo kein Mensch wie ein anderer riecht –, ich räumte die Möbel um, kaufte mir einen Kutka und einen Gregorio, eine Mikrowelle, leere Videokassetten, eine Ladung Weingläser und fing an, Frauen mit nach Hause zu nehmen. Frauen, die nicht Ana waren; Frauen, die niemals Ana hätten sein können; Frauen, die nichts mit Ana gemeinsam hatten und nie etwas mit ihr gemeinsam haben würden. Ana hatte kleine feste Brüste, darum suchte ich nach Frauen mit großen weichen; Anas Haare waren nahezu blond, also schleppte ich die Schwarzhaarigen ab; Ana hatte eine rauchige Stimme, deshalb suchte ich die mit den schrillen aus, die mir beim Vögeln vulgäres Zeug ins Ohr stöhnten, ganz anders als das, was Ana immer gesagt oder eben nicht gesagt hatte. »Liebster, mein Liebster« hat sie immer gesagt und »mein kleiner Süßer« und mit der rechten Hand meinen Hals und mit der linken meinen Rücken gestreichelt. Zu meiner Ausbeute gehörten Gina mit den schwarzen Höschen, Li-



lian mit den kalten grünen Augen, Beth mit dem kräftigen Hintern und den eisigen Füßen, Marilene mit dem kleinen Sohn und dem starken Zigarettengeruch, die japanischstämmige Mariko, die gern blond sein wollte, außerdem Mara, Luiza, Creuza, Júlia, Deborah, Vivian, Paula, Teresa, Luciana, Solange, Maristela, Adriana, Vera, Silvia, Neusa, Denise, Karina, Cristina, Márcia, Nadir, Aline, mehr als fünfzehn Marias und die heißen Bräute von der Rua Augusta, eine nach der anderen, mit ihren weißen hochhackigen Stiefeln und Lederminis, und schließlich die Mädels, die in den Zeitschriften ihre ganz speziellen Dienste anpriesen. Eine meinte, ich glaub, ich war schon mal hier, und ich sagte, keine Ahnung, kann sein, und wartete, dass sie sich ausziehen würde, während ich mir noch ein bisschen nachschenkte, um dann hoffentlich in sie eindringen zu können, aber mein Schwanz gehorchte mir so gut wie nie, also vergrub ich meinen Kopf zwischen ihren Brüsten und jammerte hilflos, weißt du, seit Ana mich verlassen hat, habe ich nie wieder, und obwohl mir mein Schwanz irgendwann endlich wieder gehorchte und ich einen elektrisierenden trockenen Orgasmus in ihr hatte, wischte ich mich mit einem Handtuch ab und warf sie mit einem fetten und sogar gedeckten Scheck raus – und dann schmiss ich mich bäuchlings aufs Bett und bat Ana, mir zu verzeihen, dass ich sie so verraten hatte, mit diesen Flittchen. Ana, die mich verlassen hatte, zu verraten schmerzte mich mehr als die Tatsache, dass sie mich verlassen hatte, ohne sich darum zu scheren, dass ich jede Nacht bei heftigem Sturm in diesem endlosen Seedampfer-Flur meiner Wohnung Schiffbruch erlitt, ohne Rettungsboot weit und breit.

Seit Ana mich verlassen hat, gab es, viele Monate später, auch die Phase der Mariä Verkündigung, des *I Ging*, der Wahrsagerei mit Muscheln, der Tarotkarten, des Pen-

delns, des Hellsehens, der Zahlenmystik und der positiven Candomblé-Energie – sie kommt zurück, versicherten sie mir, aber sie kam nicht zurück –, und natürlich folgte darauf die Phase der Gruppentherapie, des Psychodramas, der Jung'schen Traumtheorie, der *Workshops* in Transaktionsanalyse, als Nächstes folgte die Phase der Demut in Form von Gelübden vor Santo Antônio, von Sieben-Tage-Kerzen, Santa-Rita-Novenen und Spenden für die armen verlassenen Kinderchen & Alten, worauf dann die Phase mit dem neuen Haarschnitt kam, dem neuen Brillengestell und hipperer Kleidung, Zoomp, Mr. Wonderful, dazu Bodybuilding, Stretching, Yoga, Schwimmen, Tai-Chi, Hanteln, Jogging, und auf einmal war ich so attraktiv, so innovativ, so progressiv und demonstrativ frei vom Gedanken an die Zeit, in der Ana mich noch nicht verlassen hatte, dass ich mir nun auch die Phase der Strandwochenenden in Búzios, Guarujá oder Monte Verde gönnte, und plötzlich vielleicht, wer weiß, auch Carla, Vicentes Frau, so verständnisvoll & reif, und unerwartet Mariana, Vicentes Schwester, so willig & natürlich in ihren Metallic-Stringtangas, und dann, warum nicht, Vicente selbst, so zuvorkommend in der Art, wie er Eiswürfel in meinen Whisky gab oder auf der Achatplatte eine großzügige Line zog und dabei ganz leicht seinen muskulösen, von Sonne & Windsurfen braungebrannten Schenkel gegen meinen Schenkel presste, der ebenso von Sonne & Windsurfen braun gebrannt war. Es ist sehr viel Zeit vergangen, seit Ana mich verlassen hat, und ich habe überlebt. Die Welt wurde immer mehr zu einem riesigen, weit aufgerissenen Fächer tausender Möglichkeiten, die nicht Ana waren. Ach, diese neue Welt voller schöner und verführerischer Männer und Frauen, interessant und an mir interessiert, so dass ich nach all diesen Übungen im Ana-Vergessen lernte, auch

schön zu sein, und durch diesen ganz besonderen Charme eines »fast ausgereiften und schon vom Verlust einer großen Liebe geprägten Mannes« auch verführerisch wurde, obwohl ich ausreichend Taktgefühl besaß, das Thema nie anzuschneiden. Denn nie habe ich irgendwem von Ana erzählt. Nie habe ich Ana mit irgendwem geteilt. Keiner hat je von all dem erfahren, was ich durchgemacht habe, als und seit Ana mich verlassen hat.

Vielleicht ist all das der Grund, weshalb ich an den Abenden jetzt, so lange Zeit danach, wenn ich im Sommer gegen zwanzig Uhr von der Arbeit komme und durchs Wohnzimmerfenster noch Spuren von Gold und Rot über den Hochhäusern von Pinheiros zu sehen sind, während ich die zahlreichen Nachrichten, Einladungen und Angebote auf dem Anrufbeantworter abhöre, immer – obwohl sich alles geändert hat und es mir inzwischen sehr gut geht –, immer das seltsame Gefühl habe, dass jener Tag auf ewig bestehen bleibt, wie eine verhexte Uhr, die in einem bestimmten Moment stehengeblieben ist – in diesem einen. Als würde das »als Ana mich verlassen hat« kein Danach kennen, kein »seit«, als stünde ich noch immer wie versteinert hier mitten im Wohnzimmer, das unseres war, ihre letzte Nachricht in der Hand. Die Krawatte leicht gelockert, weil es so heiß war, so heiß ist, spüre ich, wie mir der Schweiß am ganzen Körper hinabrinnt, über die Brust, die Arme, bis hin zu den Handgelenken, von wo er über die Handinnenflächen wandert, die Anas letzte Nachricht halten, wodurch die mit Tinte geschriebenen Buchstaben ihrer Worte verschmieren und nach und nach verschwimmen, vom Schweiß ausgelöscht werden, ohne dass ich sie vergessen kann, ganz gleich, wie viel Zeit vergeht, in der ich so oder so und auch ohne Ana weitergehe. Worte, die harte Wahrheiten sagen, trocken, unmissverständlich, unum-

stößlich: dass Ana mich verlassen hat, dass sie nie mehr zurückkommen wird, dass es nutzlos ist, nach ihr zu suchen, und schließlich, dass es endgültig aus ist, ganz gleich, wie sehr ich mich dagegen wehre. Und darum fühle ich mich jetzt für immer wie eine Seifenblase ohne jeden Schimmer, die mitten im Wohnzimmer in der Luft hängt und wartet, dass eine Windbö durchs offene Fenster hereinkommt und sie davonträgt, weg von diesem Ort, sie mitnimmt, diese dumme Seifenblase, oder dass jemand mit einer Nadel in sie hineinsticht, damit sie platzt, ganz plötzlich, in diesem bläulichen Licht, das eher wirkt wie das Innere eines Aquariums, und verschwindet, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen.

*Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Maria Hummitzsch*

# Die roten Schuhe

*Für Silvia Simas*

*»Tanzen sollst du«, sagte der Engel, »tanzen auf deinen roten Schuhen [...] Tanzen sollst du von Tür zu Tür [...] Tanzen sollst du, tanzen.«*

Hans Christian Andersen: *Die roten Schuhe*

## I

Es war also vorbei. Man weiß es einfach, wiederholte sie immer wieder, während sie sich im Spiegel in die Augen schaute, irgendetwas in einem weiß immer genau, dass es vorbei ist. Oder dass es anfängt: ein im Magen sitzender Schreckmoment. Wie in einem dieser Achterbahn-Wagen, wenn man am höchsten Punkt angekommen ist und gleich auf den Schienen nach unten schießt, direkt auf – ja, worauf zu? Nach all den Berg- und Talfahrten direkt zu auf diesen unerträglichen Punkt der Austrocknung jetzt.

Aber immerhin, rauchen konnte sie noch, also steckte sie sich eine Zigarette an. Beim ersten Zug stützte sie den Kopf auf die Hände, was ganz nebenbei die Haut am rechten Auge straffte. Besser, viel besser, weg mit den Spuren der Verwüstung und glaubwürdigen Erschöpfung einer alleinstehenden fast Vierzigjährigen, murmelte sie vor sich hin, immer wieder, ungnädig mit sich selbst. Mit den

Fingern der linken Hand straffte sie jetzt auch die Haut am anderen Auge. Nein, nicht so doll, da seh ich ja wie eine Japanerin aus. Eine Japse, eine Geisha, genau das bin ich doch. Die unterwürfige Hure, die ein Abendessen bei Kerzenschein inszeniert – Glenn Miller oder Charles Aznavour? –, zielsicher Badesalz – Kamille oder Lavendel? – ins Wasser gibt, Whisky einschenkt – heute einen oder zwei Eiswürfel, Liebling?

Ohne Eiswürfel, beschloss sie. Und kippte das Glas noch mal voll. Das hatte sie von ihm, vorher hatte sie das gar nicht gemocht. Verlorene Zeit, reine Zeitverschwendung. Und komm mir jetzt bloß nicht mit »du hast es doch auch ganz schön gehabt, oder etwa nicht«? Sein Kopf hingebungsvoll auf deinen Knien, wie du langsam die Finger aus den Haaren dieses Mannes löst. Du hättest dich mal dabei sehen sollen: in diesen Augenblicken hat sich ein Glanz und ein Lächeln auf dein Gesicht gelegt, ohne dass du gelächelt hättest, die Augen geschlossen, vollkommen versunken. War das denn alles nichts, Adelina?

Sie nahm einen weiteren Schluck, gierig fast. Sie musste sich beeilen, bevor der Donnerstag in den Karfreitag überging und in ihrem Hirn alle Sünden wie eine Horde eingesperrter Affen durcheinanderkreischten: kein Alkohol, kein Singen, keine Schimpfwörter, kein Rot, der Teufel läuft frei herum, stiehlt deine Seele und schleppt sie in die Hölle. Da ist sie schon, inmitten der Flammen, arme kleine Seele, kaum zehn Uhr abends und im Fernsehen nur sakrales Zeug, die Filme, die Gewänder, der ganze Kram, der Karfreitag der Passionswoche und keinen Sex, nicht mal Sex, kein Reinstecken, Beißen, Stöhnen, Kommen, Schlafen. Diese heftige Sache, diese deftige Sache, diese Sache unter der Bettdecke, diese Sache im Dunkeln, das feuchte Aneinanderreiben von Haaren, Geifer und Gewinsel nach – ja,

wie vielen eigentlich? – fünf, ja, fünf Jahren. Fünf Jahre sind kein Klacks, wenn man fast vierzig ist, keine eigene Wohnung hat, keinen Mann, keine Kinder und auch kein Erbe auf der hohen Kante: nichts. Trockener Punkt; toter Punkt.

Ach, du hast es dir nicht *ausgesucht*? So hatte er damals vor ihr gestanden, äußerst ehrenwert und wohlerzogen, in dem hellgrauen Anzug mit der etwas helleren Krawatte, exakt der Farbton der Strümpfe, die Schuhe unwesentlich dunkler, ganz der Herr-mit-Familie-aus-dem-gutbürgerlichen-Vila-Mariana. Absolut kontrolliert. Jedes einzelne Haar an seinem Platz, während er bedächtig, überlegt und überzeugend sagte: Aber Adelina, du weißt mindestens so gut wie ich, an welchem Punkt der Zerrüttung unsere Beziehung angelangt ist. Genau so müsste ich mit meinen Schülern sprechen. Es kann dir doch unmöglich entgangen sein, wie schmerzhaft es auch für mich ist, mit unserem Auseinandergehen zurechtzukommen. Die Zuneigung, die ich für dich hege, ist schließlich echt.

Hatte er an dem Punkt wirklich »hege« gesagt? Hatte er, hatte er wirklich, er hatte »hege« gesagt & Beziehung & Auseinandergehen & Zuneigung, er hatte auch von Respekt & Rücksichtnahme & höchster Wertschätzung und diesem ganzen höflichen Scheißdreck gesprochen, mit dem die Leute ihre Gleichgültigkeit überspielen, wenn ihr Herz nur noch ein Eisklumpen ist. Ein Stalaktit – Stalaktit oder Stalagmit? Mist, die einen hängen von oben runter, die anderen wachsen vom Boden hoch, aber wichtig ist: der feine Speer aus spitzem Eis – überaus freundlich tief in ihre Brust gerammt. Wäre sie ein Vampir, würde sie über Jahrhunderte hinweg langsam altern und erst dann zu seinen eiskalten Füßen zu Staub zerfallen. Aber im grellen Gegensatz dazu war sie beschämt und barfuß, nahezu nackt, ungeschminkt

und ungeschützt, kein Engel weit und breit, in einem alten Schlabbernachthemd, am Vorabend des Karfreitags, allein in der Wohnung, allein auf dem Planeten Erde.

Sie drückte die Zigarette aus und senkte den Kopf wie jemand, der gleich weint. Keine einzige Träne würde sie mehr vergießen, beschloss sie wütend, und schaute auf ihre nackten Füße. Kleine Füße, fast schon Kinderfüße, unlackierte Zehen, die in dem kleinen gelben Teppich vor dem Frisiertisch versanken. Und da, in diesem Augenblick, erinnerte sie sich an die Schuhe. Beim Versuch, die Puzzleteile am Montag darauf zusammenzufügen, konnte sie nicht mehr sagen, ob es für die Umsetzung der vagen Idee wirklich noch eine weitere Zigarette oder noch einen Schluck Whisky gebraucht hatte. Vielleicht ja, kurz bevor sie sämtliche Türen aufgerissen und auf der Suche nach den Schuhen alle Schubladen aus Schränken und Kommoden herausgezogen hatte. Er hatte sie ihr geschenkt, halb betrunken und vor allem berauscht nach einem dieser idiotischen Wochenenden am Strand von Guarujá oder Campos do Jordão vor Ewigkeiten. Sie erblickte sich in dem billigen Spiegel, aus einigem Abstand, halb verzerrt, eine zerzauste Frau, die Klamotten und Kartons durch die Gegend schmiss, bis sie in der dritten Schublade des Kleiderschranks das in blaues Seidenpapier eingewickelte Päckchen fand.

Vorsichtig wickelte sie es aus. Plötzliche Ruhe. Präzise, andächtige und elegante Bewegungen einer Tänzerin. Die einhüllende Ruhe der leeren Wohnung, nur durchbrochen vom leichten Rascheln und langsamen Auswickeln des Seidenpapiers. Was waren sie schön! Viel schöner als in ihrer Erinnerung. Viel schöner, als sie damals hatte ausdrücken können, als sie bescheiden und bewegt einwandte – aber die sind so ... so gewagt, Liebling, die passen doch gar



nicht zu mir. Wo sie jegliche Farben, Absätze, Muster, Ausschnitte, Goldschmuck oder jedes andere Detail mied, das auch nur im Entferntesten auf ihre geheime Identität als alleinstehende-und-unabhängige-Frau-mit-einem-verheirateten-Geliebten hätte hinweisen können.

Rot – mehr als rot: feuerrot, scharlachrot, blutrot –, mit extrem hohen dünnen Absätzen und zarten Riemchen in Knöchelhöhe. Ja, sie glänzten in ihren Händen. Fast hätte sie dem Impuls nachgegeben, sie sofort anzuziehen, aber ihr war instinktiv klar, dass zuerst das Ritual kommen musste. Irgendwie hatte sie den Text all die Zeit im Gedächtnis behalten und glaubte nur immer wieder, ihn vergessen zu haben. Als wäre eine Premiere um Jahre aufgeschoben worden. Die ersten Worte reichten aus, die ersten Bewegungen, und schon setzten sich in ihrem Gedächtnis sämtliche Zeichen und Flexionen vollendet und detailgetreu zusammen. Was dann folgte, war so perfekt, als sei es tausendfach aufgeführt und bejubelt worden.

Absolut perfekt: Adelina legte eine Platte auf – weder Charles Aznavour noch Glenn Miller, sondern eine samtig-raue Billie Holiday mit *I'm glad, you're bad*, und vergaß nicht, den Knopf zu drücken, der die Nadel immer wieder auf den Plattenanfang zurücksetzen würde, *don't explain*, ließ dann die Wanne langsam mit weichem warmen Wasser volllaufen und gab Badesalz hinzu, bevor sie hineinglitt, Billie rau klagend im Hintergrund, *lover man*, wusch sich sämtliche Löcher und die Haare, alle Haare, trotzte dem kalten Duschstrahl, ließ Haut und Haare trocknen, während sie sich die Finger- und Fußnägel lackierte, im Rot der Schuhe, zog ihre Lippen später noch sorgfältiger nach, schon im engen schwarzen Kleid, dessen Crêpe-drapierter Ausschnitt wasserfallartig Richtung Schoß floss und den Ansatz ihrer Brüste präsentierte, an der Schulter von einer

kleinen Brillantbrosche festgehalten, betonte mit dem Kajalstift das Muttermal auf der rechten Wange, wie bei Liz Taylor, sagten alle, hob ihre Augen mit schwarzem Lidstrich hervor, tuschte die Wimpern, parfümierte das Dekolleté, die Handgelenke, den Hals und die Stellen hinter den Ohren, damit du beim Keuchen gut riechst, Schätzchen, zog dann die feinen schwarzen Seidenstrümpfe mit der französischen Naht hinten an, eine Tigerin des *Noir*, Lauren Bacall, und erst als sie Scheckbuch, Papiere, Autoschlüssel, Zigaretten und das silberne Feuerzeug aus dem bordeauxfarbenen Samtkästchen, ein Geschenk zu ihrem Siebenunddreißigsten, in ihrer Handtasche verstaut hatte, erst als sie fertig war, von Kopf bis Fuß auf Triebe eingestellt und den Plattenspieler ausgestellt hatte (sie verlangten Ruhe) – erst da setzte sie sich erneut an den Frisiertisch und schlüpfte in die roten Schuhe.

Sie löschte das Licht im Schlafzimmer und posierte vor dem Bodenspiegel im Flur. Was sie sah, gefiel ihr. Bevor sie ging, trank sie den Whisky aus und ließ den lippenstiftbeschmierten Filter in den letzten Tropfen Gold am Grund des Glases fallen.

## 2

Sie waren zu dritt, sie gehörten zusammen, aber der Schwarze fragte als Erster, ob er sich setzen dürfe. Zur einzigen Frau ohne Begleitung im ganzen Nachtclub. Er hatte markante, feingeschnittene Gesichtszüge, wie ein Weißer, auch wenn die Lippen dicker waren und feucht. Muskeln, über denen sich Jeans und Hemd gefährlich spannten. Leichter Geruch nach sauberem Tier, gewaschenem Tier, aber unter der Seife unbestritten ein Tier.

»Na, ganz allein unterwegs?«, fragte er und machte es sich auf dem Stuhl ihr gegenüber bequem.

Sie beugte sich ihm mit der Zigarette entgegen, wollte Feuer. Seine große Hand, schwarz und klobig, blieb ungerührt auf dem Tisch liegen. Sie griff nach dem silbernen Feuerzeug, zündete sich selbst die Zigarette an. Dann warf sie den Kopf zurück – die Haare saßen perfekt –, nahm einen tiefen Zug und stieß durch den Rauch hindurch auch Worte über die lächerlichen Plastikteller voller Erdnüsse und Popcorn in seine Richtung.

»Feiertag eben. Die ganze Stadt menschenleer und so. Das muss ich doch ausnutzen, findest du nicht?«

Unterm Tisch schob ihr der Schwarze ganz langsam sein Knie zwischen die Oberschenkel. Sie ließ ihn, bis es ihr zu heiß wurde. Dann schlug sie lieber gut einstudiert die Beine übereinander. Nein, nicht so, nicht so leicht, nur weil sie allein war. Und fast vierzigjährig, Fleisch der Güteklasse B, eine alte Schachtel. Sie lächelte dem anderen am Tresen zu, dem Tennisspieler-Goldi. Nicht dass er blond gewesen wäre, aber Haut, Haare und vielleicht auch Augen, das konnte sie auf die Distanz ohne Brille nicht erkennen, hatten einen zartgoldenen Flaum wie ein unreifer Pfirsich. Der Schwarze folgte ihrem Blick, drehte sich um. Im Profil – bemerkte sie – war sein Kinn kantig, klobig. Selbst frisch rasiert würde seine Haut kratzen. Noch ehe er etwas sagen konnte, ging sie in die Offensive und fragte mit tiefer, belegter Stimme:

»Warum rufst du nicht deine Freunde zu uns rüber?« Er drehte eine Erdnuss zwischen den Fingern hin und her. Potenzmittel von Mutter Natur, ha. Sie nahm sie ihm aus der Hand. Der an der Schulter festgesteckte Stoff löste sich, verrutschte und gab den Blick auf ihr Dekolleté frei: »Das brauchst du doch gar nicht.«

Der Schwarze runzelte die Stirn. Lachte. Mit dem Zeigefinger fuhr er fest über ihren Handrücken:

»Definitiv nicht.«

Sie blies ihm den Rauch mitten ins Gesicht:

»Aha?«

»Verlass dich drauf.«

Sie setzte sich hin wie zuvor. Wieder drängte er mit seinem Knie zwischen ihre Schenkel. Ich würd' dich gern auf den Boden werfen, hieß es im Lied, das gerade lief.

»Na, dann hol doch deine Freunde.«

»Ist es nicht schöner, wenn wir unter uns bleiben?«

Im Raum war es so dunkel, dass sie den anderen neben dem Tennisspieler-Goldi kaum sehen konnte. Der schien etwas kleiner zu sein. Aber breit gebaut. Irgendetwas an seiner Haltung, auch wenn er mit dem Rücken zu ihr am Tresen stand, über sein Getränk gebeugt, irgendetwas an seinem Hintern, der sich unter der Stoffhose abzeichnete – vielversprechend. Ihre rotlackierten Fingerspitzen spielten mit den Eiswürfeln im Whiskyglas.

»So sympathisch aussehende Jungs. Und ganz allein da drüben. Ihr seid doch Freunde, oder?«

»Und ob, Busenfreunde«, bekräftigte er und drückte ihr das Knie noch fester gegen den Schenkel. Ihr Slip wurde nass. »Alles anständige Leute.«

»Anständige Leute sind immer willkommen«, sagte sie wie die Synchronisationsstimme in einem Film. Eine Frau gestikulierte und bewegte die Lippen: sie sprach. In einem Schwarzweißfilm, fein abgestufte Kontraste, einem Film, den sie noch nicht gesehen hatte, auch wenn sie die Geschichte gut kannte. Weil ihr jemand davon erzählt hatte, in einer Kaffeepause, jemand, der ein Plakat gesehen oder irgendwas darüber in einer dieser Frauenzeitschriften gelesen hatte, die tonnenweise bei ihr zu Hause rumlagen. Die

aktuellsten unter der Glasplatte des kleinen Wohnzimmer-tischs. Die anderen im Dienstmädchen-Bad, ein wegen der schon ewig undichten Dusche feuchter, verklebter Haufen, den die Haushaltshilfe irgendwann mitnahm. Zum Verkaufen, wie sie sagte. Tief im Innersten verabscheute Adelina die Vorstellung, wie der Fisch auf dem Markt in ihre bunten Zeitschriftenseiten eingewickelt wurde oder die Magazine selbst von einem der ambulanten Zeitungsverkäufer im Zentrum ausgelegt wurden.

»Wenn du unbedingt willst«, sagte der Schwarze. Und wartete ihre Antwort ab, bevor er den anderen beiden ein Zeichen gab.

»Genau das will ich«, raunte sie.

Und fast schon schlagartig – denn nach dem vierten oder fünften Whisky läuft es genau so ab, man kann nicht mehr festmachen, an welchem Punkt eine bestimmte Situation in eine andere übergeht –, praktisch schlagartig war der Tennisspieler-Goldi rechts und der Kleine links von ihr. Der Schwarze auf dem Stuhl ihr gegenüber schaute argwöhnisch zu. Was sie tranken, wollte sie wissen, und alle drei antworteten vorhersehbar mit: Bier. Einen Hauch Mae West in der Stimme, sagte sie, ach Jungs, trinkt lieber was Stimulierenderes, ihr werdet es brauchen. Alle drei meinten, sie hätten zwar 'ne dicke Hose, aber nicht von der Kohle in den Taschen, die Krise, du weißt schon. Der Tennisspieler-Goldi zog demonstrativ das Innenfutter seiner Hosentasche nach außen und griff nach ihrer Hand, hier, kuck mal, hier musst du zupacken, aber kurz bevor es dazu kam, zog sie die Hand zurück. Haarscharf, in ihren Fingerspitzen kribbelte es heiß. Kein Problem, bot sie freizügig an: ich zahle. Die Flasche noch halbvoll, schenkte sie dem Schwarzen und dem Tennisspieler-Goldi von ihrem Whisky ein. Dem Kleinen nicht, der stand auf Wodka der

Marke Natasha, die und keine andere. Zum ersten Mal hatte er ihre ganze Aufmerksamkeit. Insgesamt klein und drahtig, stark gelockte Haare, ein schöner Kontrast zu seiner hellen Haut, rote Lippen, einen Zwei- oder auch Dreitagebart, der nahezu direkt in die aus dem Hemdkragen herauslugenden Brusthaare übergang, die Hände auf der karierten Tischdecke leicht verkrampft und verschränkt, angeknabberte Nägel. Den Kopf gesenkt, auf seine Kleinheit konzentriert, randvoll mit einer Vitalität, die sie noch vor der ersten Kostprobe treffsicher erahnte.

Geduldig, angeregt, aufgereggt: sie hielten sich an die nötigen Balzrituale auf dem Weg zum Höhepunkt. Der Schwarze war Widder, Fußballspieler, ab nächsten Monat hätte er einen besseren Vertrag mit mehr Knete. Hieß Sérgio oder Silvio oder so ähnlich. Und der Tennisspieler, Ricardo, Roberto oder doch Rogério? Schütze und Bankangestellter, machte Bodybuilding, und seine Brust, die sie anfassen sollte, war stark definiert und steinhart, er träumte von einer Model-Karriere, war ein paarmal fotografiert worden, wenn du willst, zeige ich sie dir irgendwann, Nacktfotos, und sie dachte, der wird als Toy Boy von irgend'ner reichen Schwuchtel enden. Dem Kleinen hatte sie einzig das Sternzeichen entlocken können, Löwe, und das auch nur durch Ratespielchen, er gab weder seinen Namen preis, noch, was er machte, saß einfach dabei, um herauszufinden, wen sie nehmen würde, und hatte keinen Bock, einen auf sozial zu machen.

Ich? Gil-da, log sie und zog sich die Lippen nach. Aber sie hatte nur teilweise gelogen, erzählte sie dem kleinen Handspiegel, denn gewissermaßen war sie immer voll und ganz Gilda gewesen, Skorpion, das stimmte, Schauspielerin, wieder gelogen, aber irgendwie auch wahr, denn das galt für ihr ganzes Leben.

Dann tanzten sie, erst war der eine dran, dann der andre. Der Schwarze fasste sie um die Taille, zog sie fest an sich und fügte ihre Unterleiber wie zwei Puzzleteile ineinander, fast, als würde er in sie eindringen wollen, zu einem dieser Roberto-Carlos-Fahrstuhllieder, konkav, konvex, dermaßen eng und hart aneinandergespresst, dass sie fürchtete, ihr Slip würde durchweichen. Aber zurück am Tisch, nachdem sie ihm auf dem Weg zum Platz kurz unbemerkt über die Beule in seiner Hose gestrichen hatte, beruhigte sie sich wieder, und schon zog die goldene Hand des Tennisspieler-Goldis sie auf die Tanzfläche. Er drückte ihren Kopf an seine Brust, Parfümgeruch, Deodorant, sauberer Schweiß unter dem gelblichen Polohemd, und knabberte zu einem dieser schmalzigen englischsprachigen Telenovela-Kuschel-songs an ihrem Ohr, züngelte ihr sanft den Hals entlang in Richtung Schulter, bis sie völlig durchnässt aufstöhnte und ihn anflehte aufzuhören. Der Kleine wollte nicht tanzen. Ich will dich ficken, knurrte er: was soll die Roman-tiknummer?

Das war der Moment, in dem sie ihren Fuß auf die Stuhlkante stellte, so dass alle den roten Schuh sahen. Nach den überschwänglichen Komplimenten war die Phase der kleinteiligen Vorbereitungen also beendet, der Club fast leer, der Freitag angebrochen, der Freitag der Passion, das rohe Grau der erwachenden Großstadt drang durch die Ritzen, und der letzte verbleibende Kellner stellte ungeduldig die Stühle hoch. Der Punkt war erreicht. Der beschwingte Punkt, der brodelnde Punkt.

»Wohin jetzt?«, fragte der Tennisspieler-Goldi.

»Zu mir, wohin sonst?«, sagte sie und unterschrieb den Scheck, solide gedeckt, mit importiertem Kuli.

»Aber wen von uns willst du denn nun mitnehmen?«, wollte der Schwarze wissen.